Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchen es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Blatt „ULK“, der heiteren Montags-Beilage „Reigerin“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Leselhalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 535. Berlin, Donnerstag, den 22. Oktober 1891. XX. Jahrgang.

Der Fall Manché und seines Gleichen.

Das große Aufsehen, welches diese Affaire und insbesondere die Hereinziehung des Namens eines inzwischen verstorbenen preußischen Ministers a. D. (v. Bitter) in weiten Kreisen erregt, rechtfertigt wohl einige Bemerkungen über die Bedeutung der Sache im Allgemeinen.

So lange es Menschen mit irdischen Neigungen und Trieben giebt, wird in höheren und niederen Gesellschaftskreisen die sogenannte „Korruption“ nicht aussterben. Kein Land der Welt ist davon frei, und nur der Pharisäerhochmuth kann, wenn irgendein ein Skandal an die Oeffentlichkeit tritt, sich mit den Worten brüsten: „So etwas kommt bei uns nicht vor.“ Das kommt wohl vor, und nur um das Mehr oder Weniger, um das Seltenere oder Häufigere handelt es sich. Ebenso darum, ob die Vorgänge verborgen bleiben oder ans Licht treten. Geschieht das Letztere, so erhält die beleidigte öffentliche Moral in der Regel eine ausreichende Sühne, und die „Abschreckungstheorie“ tritt trotz ihres oft bestrittenen Werthes dann doch gravitätisch in ihre Rechte.

Preußen ist gewohnt, mit berechtigtem Stolze auf die Integrität seines Beamtenstandes zu blicken, so „ungemüthlich“ derselbe auch manchmal im bürgerlichen Leben sein mag. Aber Beamtenstand und „höhere Gesellschaftskreise“, welche unter allen Umständen viel Einfluß im öffentlichen Leben haben, sind keineswegs identisch. Die Laskerschen Enthüllungen im Jahre 1872 bildeten eine Art „Scheinwerfer“ in die dunkeln Sphären des höheren und höchsten Gesellschaftslebens; einige Opfer wurden abgeschlachtet; im Uebrigen hat die eingesetzte parlamentarische Untersuchungskommission niemals Bericht erstattet. Wir wissen genau — und zwar aus Aeußerungen, welche Lasker in Amerika gegen jetzt noch lebende angesehene Persönlichkeiten that —, daß die Kenntniß aller mit diesen Dingen in Verbindung stehenden Verhältnisse, der moralische Zwang, sich trotzdem Schweigen auferlegen zu müssen und, als Folge davon, der Zusammenbruch seiner Ideale, die Hauptursache des physischen und geistigen Leidens gewesen sind, dem der arme Lasker fern von der Heimath erlag. Dieser Mann war ein glühender Anhänger, wenn man will ein Fanatiker, von Recht und Sittlichkeit, ein geschworener Feind der Korruption in jeder Gestalt, und er wurde tief und schmerzlich durch die nicht ganz unbegründete, aber dennoch nicht gerechte Beschuldigung getroffen, daß er auf halbem Wege stehen geblieben sei und sich damit begnügt habe, nur politische Gegner vor der Welt zu brandmarken, statt den Kampf gegen die Korruption voll und ganz aufzunehmen. Er brachte mit dem Verzicht auf das Letztere ein Opfer, das ihm selbst Gesundheit und Leben gekostet hat.

Wenden wir uns einer etwas früheren Zeit zu, so dürfen wir Bismarcks Berichte vom Bundestag nicht aus dem Auge lassen. Er hat dort die „auri sacra fames“, die „sacra habendi cupido“ der kleineren deutschen Bundesfürsten gebrandmarkt und später auf der Tribüne des preußischen Landtages diese Beschuldigung in einem einzelnen Falle näher zu begründen versucht. In Wirklichkeit war, obwohl seine Behauptung im Allgemeinen nicht unbegründet gewesen sein mag, gerade der von ihm im preußischen Landtage angeführte Fall schief und unrichtig dargestellt, wie denn Bismarck überhaupt bei seinen Angriffen nicht immer Alles sorgsam abwog.

Aber Thatsache bleibt es, daß in einem ehemaligen Kleinstaate, den wir zur Vermeidung ungerechter Urtheile nicht nennen wollen, von 1815 bis 1866 ein stehender Bestechungsfond vorhanden war, dessen Revenuen dazu benutzt wurden, einflußreiche Persönlichkeiten an deutschen Höfen bei sich darbietenden dringenden Anlässen für die — an sich durchaus berechtigten — Bestrebungen und Wünsche dieses Kleinstaates zu „gewinnen“.

Der deutsch-französische Handelsvertrag vom Jahr 1863, welcher anfangs auf den lebhaftesten Widerstand verschiedener deutscher Regierungen stieß, ist nicht ohne die klingende Mithilfe aus jenem Fonds schließlich doch zu Stande gekommen. Der Kapitalstock des Fonds wurde dadurch so angegriffen, daß man ihn nicht ohne Mühe zu ergänzen suchen mußte.

In Oesterreich war die „Trinkgeldertheorie“, welche in dem Prozesse Ofenheim (1874) in der Person der Minister Giskra, Banhans u. s. w. so elklatant ans Licht trat, schon lange zuvor eingebürgert; sie hatte ihre blühendsten Zeiten unter dem Fürsten Metternich, welcher selbst dem Satze huldigte, daß der Thaler, Rubel oder Gulden nicht stinke, vorausgesetzt, daß er in genügender Menge ammarschirt komme. Die langjährige intime Vertraulichkeit mit Gentz erklärt sich, wie die Tagebücher des Letzteren zeigen, ganz allein aus diesem Umstande. Gentz durfte ohne Furcht und Scheu Metternich gegenüber die Rolle des loyalen Erpressers spielen; er holte, so oft es ihm beliebte, „Gratifikationen“ bei Metternich, konferirte aber auch ebenso oft (laut Tagebuch) mit ihm über „Finanzangelegenheiten“, die sowohl Metternich wie Gentz lebhaft interessirten. Er war im Besitz fast aller Geheimnisse des „Europa beherrschenden“ Staatskanzlers, der so die „âme damnée“ (die ihm verkaufte Seele) des kleinen Gentz wurde. Die zahlreichen Trinkgelder von regierenden Fürsten, Gesandten, Botschaftern aus allen Staaten Europas, welche Gentz fortwährend empfing, und die er mit cynischer Gewissenhaftigkeit in seinen Tagebüchern verzeichnet, hatten ihre Ursache nicht in den Leistungen der Feder Gentz's, sondern darin, daß Jedermann in jenen Kreisen wußte, daß mit Gentz auch Metternich gewonnen sei, sofern der Erstere es nur wollte. Der König von Baiern versprach ihm laut Tagebuch vom 16. Januar 1817 ein Geschenk von 10,000 Gulden, das aber erst in Ratenzahlungen nach und nach wirklich geleistet wurde. Der bezügliche Tagebuchs-Vermerk ist zu charakteristisch, als daß wir ihn nicht wörtlich hier wiedergeben sollten:

„Den 16. Donnerstag. Um ½12 Uhr zu Fürst Metternich. Lange und interessante Unterredung theils über finanzielle, theils über politische Gegenstände. Um 2 Uhr nach Hause. Diner bei mir: Fürst Metternich, Fürst Dietrichstein, Graf Collowrat, Vater und Sohn, Graf Wratislaw. Während des Diners ein eigenhändiges Schreiben vom König von Baiern, welches ein Geschenk von 10,000 fl. ankündigt, empfangen. Die Gesellschaft verläßt mich um 7 Uhr.“

An anderen Stellen notirt Gentz Konferenzen mit Metternich über „Börsenlieferungsgeschäfte“ u. s. w. und berichtet über energische Vorhaltungen, welche er dem Fürsten wegen falscher (Finanz-) Maßregeln gemacht hat. Z. B. am 9. Januar 1817: „In mißmuthiger und bitterer Stimmung eine Note an Metternich adressirt.“ (Es war ein Besuch des Bankiers Herz bei Gentz vorausgegangen.) Sehr viel Geld brachten dem würdigen Paare Metternich und Gentz die „Frankfurter Territorialverhandlungen“ (am Bundestage) ein. Bei dem Grafen Stadion hatte Gentz einmal Pech. Er notirt am 17. Januar 1817: „Besuch bei Graf Stadion. Kurze, aber nicht tröstliche Unterredung über Finanzangelegenheiten, worin ich ihn unglücklicherweise ganz anders gestimmt fände, als Metternich mir ihn vorgestern geschildert hatte.“

Mit diesen Proben sei es genug. Bände könnte man füllen mit der Korruption unter Louis Napoleon in Frankreich. Ein noch lebender großer Bankier, dessen Name deutschen Ursprungs ist, händigte 1868 einer hochstehenden Dame eine sehr hübsche und doch für das Objekt verhältnißmäßig geringe Summe ein, damit sie in einem bei dem Kassationsgericht schwebenden Civil- und Skandalprozeß intervenire. Sie that es mit Erfolg.

Wie winzig klein ist gegen all dieses der „Fall Manché“!

Allerlei aus Deutsch-Ostafrika.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

(+) Zanzibar, im September.

Wissmannsche Seen-Expedition. Nachdem der Reichskommissar Major v. Wissmann in Tanga und Dar-es-Salam glänzend empfangen worden war, kam er am 30. August auf dem „Kanzler“, Kapitän Pape, hier an, um einige dringende Geschäfte zu erledigen und sich alsdann von Bagamoyo nach Saadani zu begeben, woselbst sich das Hauptquartier seiner Expedition befindet. Der Reichskommissar sah frisch und blühend aus; die ganze Kolonie war auf den Beinen, um ihn zu begrüßen. Er war schon einen Tag früher erwartet worden, und ihm zu Ehren hatte der neuernannte englische Generalkonsul, welcher mit einer ebenso liebenswürdigen als schönen jungen Frau nach Zanzibar zurückgekehrt ist, Einladungen zu einem wahrhaft fürstlichen Diner erlassen, zu welchem die fremden Konsuln, die Kommandanten der gerade anwesenden Kriegsschiffe, der Generalvertreter der Rhederei und des Zollamtes des Sultans, der sogenannte Vorsteher der katholischen Mission, der Generalvertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft u. s. w., unter Anderen auch der Schreiber dieser Zeilen geladen waren. Während der Tafel konzertirte die Musik des englischen Kriegsschiffes „Conquest“. — Leider kam der „Kanzler“ erst am darauffolgenden Tage in den Hafen. Wissmann war hier in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes (2 Tage) außerordentlich beschäftigt.

Die Dampfer-Transport-Eisenbahn (250 Meter Schienengeleise, 30 fuhrwerkende Wagen von 9 Fuß Länge (darunter auch gedeckte Pulverwagen), Krahnen, Hebebäume, Utensilien, Werkzeuge u. s. w. wurden auf bereit gehaltenen Dhaus sofort nach Saadani verladen, woselbst die Schienen gleich gelegt respektive ineinandergeschoben, die Wagen darauf gesetzt und alsdann mit den einzelnen Theilen des Dampfers beladen werden. Mittlerweile wird das Terrain nach Tabora vorbereitet, so daß gegen Ende des Monats der erste Eisenbahnzug nach dem Seengebiet abgehen kann. Das Lager in Saadani ist wohl das größte, das jemals von einer afrikanischen Expedition aufgeschlagen worden ist. Gegen vierzig Europäer werden an der Expedition theilnehmen — Anführer der Truppen wird wohl Chef v. Perhandt bleiben, während Herr v. Eltz, früher Beamter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, die

Der wilde Conter.

[15. Fortsetzung.] Von [Nachdruck verboten.]

Erich von Lippe.

Aber ein bitterer Wermuthstropfen fiel plötzlich in seinen Rausch: in den Sandbergen war bald nach seiner Rückkehr die Ruhr ausgebrochen, die rothe Ruhr; wie ein Würgengel hauste sie unter den davon Befallenen, und zu den Opfern, die sie bisher gefordert, gehörten auch der alte Stelz und seine Frau.

Dem Andenken des Mannes, der ihn einst aus Noth und Schmach gerettet, der ihm ein Vater gewesen die ganzen Jahre hindurch, weinte er aufrichtige Thränen nach, die um so schmerzlicher brannten, als er dem Verstorbenen nicht einmal die letzte Ehre erweisen durfte.

Denn von abermaligem Urlaub, auch nur auf Tage oder Stunden, konnte natürlich keine Rede sein —

„Und wenn es Vater oder Mutter, und wenn Ihre Mutter eine Prinzessin wäre!“ hatte ihn der Wachtmeister barsch abgefertigt. —

Der Todesnachricht aber folgten andere; Schlag auf Schlag, die wie Keulenhiebe auf Haupt und Herz fielen und den kurzen Taumel seines Glücks in wilde Verzweiflung verkehrten: auch die blonde Marie war erkrankt, und wenn nicht gerade lebensgefährlich, so doch ohne Hilfe und Pflege, die ihr Wilhelm, der als Dispositioner zu Hause, weder geben konnte, noch wollte.

Und er, der zu ihr gehörte, wie kein Mensch sonst zum andern, der ein Recht hatte, ein göttliches, auf sie, ein Recht auf Seele und Leib — er sollte hier ruhig ausharren und sie verderben lassen?!

Noch einmal raffte er sich auf zu vergeblichem Versuch und bat den Rittmeister selbst um Urlaub —

„Nur einen Tag! Nur vierundzwanzig Stunden!“

Der Schwadronschef lachte ihn einfach aus.

„Sind wohl verrückt? Schon wieder, und so kurz vor dem Manöver! Da können wir keinen Mann entbehren!“

Dagegen gab es keinen Appell, und knirschend mußte er sich in das Unvermeidliche fügen.

Wohl bäumte sich sein empörtes Herz gegen den Zwang, und der Gedanke, demselben auf alle Gefahr hin zu entfliehen, schoß ihm durch das fiebernde Hirn — aber was dann? Was nützte das ihm und ihr? Und wie würde sich Jener freuen, wenn er wieder eingebracht würde — als Deserteur!

Ein wilder, ohnmächtiger Haß erfüllte ihn gegen den unmenschlichen Vorgesetzten, und dieser Haß belästigte selbst die verzehrende Angst, die er um die Geliebte trug.

Die Tage aber schlichen, nein, krochen dahin, er zählte und strich sie nicht mehr, der Sommer neigte sich langsam zu Ende und damit auch seine Zeit, die noch zuletzt eine solche der bittersten Leiden gewesen.

Die blonde Marie war zwar nicht gestorben, sie befand sich in der Genesung, aber ein herber Kummer nagte an ihrer Seele. Wilhelm hatte gleich nach dem Tode der Eltern das Häuschen verkauft, sie mußte dasselbe in vier Wochen räumen und wußte dann nicht, wo sie bleiben sollte.

Grimmig lachend hatte der junge Conter die Zeilen gelesen und den Brief in der Faust zerknittert: ein rechter Lump, dieser Wilhelm! Aber darum sollte dem Mädchen nicht bange sein! In vier Wochen war er längst zu Hause, dann wollte er's ihm heimzahlen, und dann machten sie Hochzeit, und wenn sie vorläufig in irgend einem Sandloch wohnen sollten!

Auf dem Kasernenhof stand wieder die Schwadron, marschbereit, manöverfertig, voran der Flügelmann auf seinem Rappen, heut nun zum letzten Mal!

Ein sonderbares Gefühl durchzuckte ihn in diesem Bewußtsein: er war nicht gern Soldat gewesen und freute sich auf die endliche Erlösung, allein wenn er die drei Jahre rekapitulirte, so waren sie trotz alledem eine Erinnerung, die er nicht missen mochte.

Manche Ungerechtigkeit hatte er zu erdulden gehabt und manchen Aerger hinabzuschlucken, aber auch Anerkennung seiner Leistungen gefunden, wäre es selbst nur damals gewesen an seinem Ehrentage und überhaupt von dem Obersten des Regiments.

Ja, wenn die Vorgesetzten alle gleich oder wenigstens ähnlich dem alten, freundlichen Herrn gewesen — welch' anderes Leben, welch' andere Tage, auf die er mit Freuden zurückblicken würde!

Aber auch so konnte er sich einer gewissen Wehmuth nicht erwehren: Das Ende des Zwanges war allerdings da, das Ende der ständigen Gebundenheit und des Sichfügens in fremden Willen — doch auch das Ende der sorgenlosen Jugend, von der es jetzt galt Abschied zu nehmen.

Den Rock des Königs zog er aus, um den Ernst der Arbeit aufzunehmen, das Spiel des Soldaten ließ er, um den Kampf des Lebens zu beginnen: Heut saß er noch auf stolzem Rosse und zog hinaus in die Welt, heut zog er noch frank und frei, als gehörte ihm dieselbe, ihm ganz allein!

Der Rappe unter ihm scharrte und wieherte, er klopfte den glänzenden Hals — drei Jahre lang hatte ihn das schöne Thier getragen, wer weiß, wer es nach ihm ritt! So gut würde er es bei Keinem wieder haben, und doch mußte er auch von diesem Freunde scheiden!

Die Ankunft des Rittmeisters unterbrach seinen Gedankengang, und er setzte sich fester im Sattel, das unruhige Pferd zur Ruhe zwingend. Herr von Montbach hatte wieder seine schlechteste Laune, das gerötthete Gesicht zeugte davon und die unfinnige Art, in der er seinen eigenen Gaul traktirte; bald riß er am rechten, bald am linken Zügel und stieß dazu die Sporen ein, daß sich derselbe hoch aufbäumte und mit dem Reiter zu überschlagen drohte.

Auch die Rosse der Ulanen wurden davon angesteckt, die ganze Linie gerieth ins Schwanken und der Rappe des Flügelmanns zeigte große Neigung, auszubrechen.

„Stillgesessen!“ schrie der Zornige und sprengte die Reihe auf und nieder.

Der junge Conter preßte die Schenkel an und packte die Riemen mit eiserner Faust — so, jetzt stand er, wie ein Gebilde, aus Erz gegossen.

„Bravo!“ nickte ihm der zurückgeprescte Eskadronschef zu.

Das war eine seltene Auszeichnung, der Belobte horchte hoch auf.

Da hielt der Rittmeister auch schon vor ihm und nickte ihm abermals zu:

„Famoser Reiter, muß man ihm lassen — Schade, daß Sie schon abgehen!“

Er traute seinen Ohren kaum — wo sollte das hinaus? Wollte man ihn etwa gar zum Kapituliren bewegen?

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft 2c.“ Nr. 43.